

Ruhrstadt

## Das Ende des Ruhrgebiets

Nein, das Revier ist keine gemeinsame Megametropole, wie es sich gern erzählt, mit industrieller Vergangenheit und innovativer Zukunft. Das schadet den einzelnen Städten.

Ein Gastbeitrag von **Thomas Sevcik**

13. November 2022, 16:14 Uhr / [16 Kommentare](#) /



Grüner, als man denkt: Nicht nur am Dortmunder Phoenix-See ist das Ruhrgebiet oft überraschend wenig verdichtet. © Jonas Güttler/AP/dpa

*Thomas Sevcik ist Mitgründer des Narrativstrategiespezialisten arthesia in Zürich, der Unternehmen, Organisationen, Städte und Regionen bei Großprojekten berät. Er studierte Architektur an der TU Berlin und ist am Central Saint Martins College of Arts and Design in London tätig. Er entwickelt Ideen für große Immobilienprojekte, Spezialzonen und urbane Distrikte. Wichtig an dieser Stelle: Ihn verbinden keinerlei wirtschaftliche Interessen mit dem Thema Ruhrgebiet. Aus einer abgeschlossenen Arbeit für die Stadt Duisburg hat er keine Verpflichtungen oder Insiderinformationen, nur Inspirationen gewonnen für diesen Text.*

Ach, wie fantastisch das Ruhrgebiet doch ist: eine "Ruhrstadt" aus vielen, die als solche zu den absolut größten in Europa gehören würde und sogar weltweit sehr weit oben in den Rankings wäre. Noch dazu ist es hervorragend gelegen an Rhein und Ruhr, dann kommen noch der Fußball und der spezielle Charme, die gemeinsame Identität, gebaut auf Kohle und Stahl. Die industrielle Wiege Deutschlands ist das hier und ein Kernmotor des Wirtschaftswunders. Und bis heute ist da doch dieses Potenzial, sind da doch diese Chancen.

Davon träumt das Ruhrgebiet: Wenn der Strukturwandel erst einmal abgeschlossen ist, also wenn eine Art Ruhrgebiet 2.0 beginnt, dann wird die Megastadt wieder blühen und beben – so wie früher.

Oder eben nicht. Vielleicht ist das Ruhrgebiet an seiner finalen Zeitenwende angelangt. Zugleich stehen seine Städte vor dem größten Comeback aller Zeiten. Vielleicht sind Institutionen wie Ruhrfestspiele, Ruhrverband oder Initiativkreis Ruhr, die das übergeordnet Regionale betonen, eine Art namentliches Überbleibsel einer Epoche, die nun zu Ende geht. Vielleicht hat sich das Ruhrgebiet auserzählt und dieses hartnäckige Metanarrativ – dieses Herunterbeten der Ruhrgebietsessentials wie Fußball, Trinkhallen, "Glück auf!"-Begrüßungen und Kumpelkultur – steht sperrig im Wege zu etwas Neuem in Duisburg, Mülheim, Oberhausen, Essen, Bochum, Gelsenkirchen, Herne, Witten oder Dortmund.

Doch alles der Reihe nach. Diese Reihe beginnt mit Struktur und endet mit der Geschichte. Was als Erstes auffällt bei der Beschäftigung mit der Metropolregion Ruhr: Das Ruhrgebiet wird morphologisch fast immer falsch gelesen. Denn der Ballungsraum Ruhr ist eben keine integrierte Stadtlandschaft wie etwa Berlin (zusammengewachsen seit dem Groß-Berlin-Entscheid von 1920), Paris (Paris Intramuros und Grand Paris) oder Los Angeles (Kernmetropole mit unzähligen kleineren und größeren Vororten). So hat beispielsweise jede größere Stadt im Ruhrgebiet ein mittelmäßiges Kongresszentrum: Man hat eins vor allem, weil die Nachbarstadt auch eins hat. Die Haupteinkaufsstraßen der Innenstädte von Essen, Bochum, Dortmund oder Duisburg – wenn sie denn noch existieren – ähneln sich frappant: keine Form von Spezialisierung wie etwa die unterschiedlichen Shoppingkerne im Großraum Los Angeles. Dies macht es sowohl Düsseldorf mit seiner Königsallee als auch dem riesigen Centro-Einkaufszentrum in Oberhausen leicht, sowohl die verbleibende, aber auch die an manchen Orten überraschenderweise nun neu entstehende Kaufkraft der Ruhrgebietsstädte an- beziehungsweise abzuziehen und für sich zu nutzen. Da weiß man immerhin, wofür man den Weg auf sich nimmt – für den Hauch von Luxus (Düsseldorf) oder den Maximalkomfort des Alles-unter-einem-Dach (Centro Oberhausen).

Können also die Ruhrgebietsstädte selbst wieder zu Destinationen, zu eigenen, speziellen Sehnsuchts-, Einkaufs-, Kultur- und Wirtschaftsorten werden? Sich voneinander unterscheiden – kurzum: ihren eigenen Weg abseits von Bier und Fußball gehen? Die Antwort ist: Klar, wieso nicht?

Zunächst einmal gilt es, ehrlich zu sein. Dann merkt man, was auch der Blick von den wenigen buchstäblichen Höhepunkten zeigt, vom Gasometer in Oberhausen, von der Kokerei Zollverein in Essen oder vom Florianturm in Dortmund: Die vermeintliche Ruhrstadt ist nicht einmal besonders urban,

sondern eine Ansammlung kleinerer Kernstädte mit viel dezentraler Zwischenstadt [<https://www.zeit.de/kultur/2022-01/stadtentwicklung-stadtplanung-zwischenstadt-architektur>]. Doch anders als in den Singulärmetropolen, die nun die Zwischenstadt als Entwicklungschance sehen und sie urbanisieren, indem sie sie eben nicht mehr auf das jeweilige, oft kaum mehr sich weiterentwickelnde Zentrum ausrichten, sondern andere und eigenständige Neoquartiere und Tangenten außerhalb des Zentrums entwickeln, sind die Ruhrstädte noch immer verbissen auf den Erhalt und die Festigung ihrer Innenstädte fokussiert. Sie lassen ihre Außenquartiere zur Nachbarstadt hin strategisch und städtebaulich oft kümmerlich im Stich. Das ist verständlich, aber für die Zukunft fatal. Denn dies geschieht in einer Region, die von ihrer Struktur und Genese her eine starke, innovative Zwischenstadt mit wegweisenden urbanen Quartieren oder neuartigem Mix aus unterschiedlichen Funktionen wie Wohnen, Lernen, Denken, Arbeiten oder Sich-Vergnügen, aber auch Mobilitätsangeboten oder gar urbanem Farming entwickeln könnte.

Aber es gibt praktisch keine Zusammenarbeit bei Arealen, die sich über zwei oder mehr Städte erstrecken. Dann lieber noch ein neues Kongresszentrum in der Innenstadt.

Das ist der Dualismus, auch der Widerspruch, aus dem nichts Gutes entsteht: auf der einen Seite das übergreifende Marketing einer nostalgischen Utopie der Ruhrstadt, auf der anderen Seite kommunales Handeln, das die tatsächlichen Stärken einer jeden einzelnen (größeren) Ruhrgebietsstadt nicht wirklich herausarbeitet. Die Städte an Ruhr und Emscher handeln dann allein, wenn sie zusammenarbeiten sollten, und verstecken sich dann ängstlich hinter dem Ruhrmythos, wenn sie ihre eigenen Stärken und Zukunftsentwürfe entwickeln müssten.

Dabei macht man es sich zu einfach, etwa die Bürgermeisterinnen oder die Stadtverwaltung für diesen morphologischen Kategorienfehler verantwortlich zu machen. Denn es sind die Ruhrgebietsstädte selbst, die am meisten unter dem Metanarrativ des Ruhrgebiets zu leiden haben. Städte wie Gelsenkirchen, Oberhausen oder Herne können heute gar nicht anders als eine Ruhrgebietsstadt sein. Sie können sich im Status quo nur eine Stadt denken und auch verkaufen, die irgendwie Ruhr ist. Dabei merken sie nicht, dass sie als eigene Stadt irrelevant und austauschbar werden und in ein Verlierer-und-Gewinner-Spiel mit all den anderen sich gleich positionierenden Ruhrstädten eintreten – in ein Spiel, das sie aber nie gewinnen können. Das macht es im Übrigen für Investoren, Projektentwickler, aber auch für junge Talente einfach, die Städte gegeneinander auszuspielen.

Dass es nicht so sein muss, zeigen Beispiele aus anderen großen deutschen Metropolregionen. Mainz ist klar im Rhein-Main-Gebiet verortet und zählt im Ausland als Greater Frankfurt – es positioniert sich (fairerweise leicht einfacher als Landeshauptstadt) aber äußerst selbstbewusst und eigenständig, nicht als eine Sparversion von Frankfurt für Semiverlierer. Das Gleiche gilt auch für Offenbach. Gelsenkirchen ist übrigens größer als Mainz.

## Das Ruhrgebiet ist nichts Besonderes

Doch wie ändert man die unglückliche performative Selbstverortung? Und wie endet man den toxischen Ruhrmythos? Wie macht man aus diffusen, teilweise ängstlichen Mitgliedern einer überkommenen Großernzählung einer faktisch nicht vorhandenen Megastadt echte Stadtkerle, also eigenständige, stolze Cities, die ihren eigenen Weg gehen, ihr eigenes Glück suchen?

Kommen wir zur Geschichte. Denn genau hier sind zur Lösung dieser Ruhrfrage wichtige Korrekturen im Ruhrnarrativ angebracht. So waren gerade die größeren Städte des heutigen Ruhrgebiets schon in der frühen Neuzeit wichtige, eigenständige Orte mit unterschiedlicher Ausprägung. Duisburg beispielsweise ist vor allem eine alte Hafen- und Handelsstadt am Rhein. Duisburger Schiffe fuhren auf Flüssen und Meeren und der Kartograf Mercator wirkte aus Duisburg. Dortmund ist ebenfalls eine Handelsstadt am Hellweg und eines der traditionellen Zentren Westfalens. Die Geschichte von Essen wiederum ist stark klerikal geprägt (Frauenstift, Kloster, Münster). Sie alle wurden dann früh und plötzlich industrialisiert. Doch damit entsteht noch heute der Eindruck, dass alle Ruhrgebietsstädte eine gleiche Geschichte hätten. Nichts ist falscher als das. Sie hatten mit der Montan- beziehungsweise Schwerindustrie genau genommen nur eine nun zu Ende gegangene, gemeinsame Phase eines gleichzeitig einsetzenden, für eine Zeit lang alles dominierenden Schwerindustriesektors.

Mehr zum Thema

**Stadtentwicklung**

**Die Kernstadt ist nicht die Zukunft**

[<https://www.zeit.de/kultur/2022-01/stadtentwicklung-stadtplanung-zwischenstadt-architektur>]

**Ruhrgebiet**

**Sie sind eben stolz**

[<https://www.zeit.de/2021/48/ruhrgebiet-kultur-weltkulturerbe-armut-industrie>]

Bleiben wir einen Augenblick in Duisburg. Hier herrscht im Moment so eine Art Historikerinnenstreit. Denn die jahrzehntelang erzählte Geschichte von Duisburg als pleitegegangene Hafen- und Hansestadt (weil der Rheinzugang

versandete) ohne Rechte, die erst durch die Montanindustrie und damit durch die Ruhrgebietskultur wachgeküsst wurde, stellt sich immer mehr als damaliges preußisches Politnarrativ heraus. Historisch akkurater ist eine über die Jahrhunderte aktive Handelsstadt am Rhein inklusive alter Handelsdynastien und einer Oper, deren Schiffe die Flüsse und Meere befuhren und in deren DNA eigentlich viel mehr Rhein als Ruhr steckt. Selbst der für Duisburg wichtige Stahl ist mittlerweile mehr smarte Hightech als schwere Maloche. Muss Duisburg ewig eine Ruhrgebietsstadt bleiben? Einige Historiker würden dies vehement verneinen. Und im Logo von Duisburg steht seit einigen Jahren korrekt und weitsichtig "Duisburg am Rhein".

So ist das Ruhrgebiet immer mehr eine Projektion als Realität. Und es ist immer mehr eine Art großes Programm für Geldausgeben unter dem Stichwort Strukturwandel. Dabei begann der Wandel nun schon vor über 70 Jahren: mit den großen Zechenschließungen in den Fünfzigerjahren. Selbstverständlich hat der mit viel Geld und Steuerung initiierte Strukturwandel gerade in der ersten Phase viel Gutes gebracht. So haben die vielen Investitionen – anders als etwa beim radikalen Schnitt mit der britischen Montanindustrie durch Margaret Thatcher – einen harten Absturz des Ruhrgebiets mit all seinen negativen (und auf die Dauer teuren) Nebeneffekten verhindert. Die Sache ist aber die: Nun ist das Ruhrgebiet endgültig gewandelt. Mit der Schließung der letzten Zeche 2018 sowie mit nur noch vereinzelt Stahlwerken ist die Region kein Zentrum der Schwerindustrie mehr, sondern eine Mischung aus globaler und intelligenter Logistik (die übrigens auf eine Art an die Handelszeit vor der Schwerindustrie anknüpft), mittelständischen Technologieunternehmen, Gesundheitsbusiness, Großuniversitäten und Greentech.

Trotzdem wird so getan, als müsste man irgendwelche Kumpels oder Stahlarbeiter zu Webdesignern oder IT-Programmierern umschulen. Ruhrgebiet, das heißt für viele, dass sie an prall gefüllte Töpfe für Kreativprojekte, Events, Großanlassbewerbungen, Spezialprogramme oder am Markt vorbeigeplante Innovationszentren kommen. Dabei wird der Top-down-Ansatz des Bergbaus, der Stahlindustrie oder der Automobilfabriken einfach auf Sektoren wie die Kreativwirtschaft angewendet. Top-down bedeutet: Man entscheidet stark planorientiert von oben, aus Gremien heraus oder durch mit viel Macht ausgestattete Geschäftsleitungen. Das mag im Bergbau und Autobau noch nötig gewesen zu sein; im Falle von Sektoren wie Kreativwirtschaft oder Technologie ist es sogar unnötig und kontraproduktiv, denn entweder sind diese Akteure und Firmen erfolgreich und brauchen keine Subventionen – oder sie sind nicht lebensfähig, werden aber ewig unterstützt.

Lässt man die Verklärung und Überhöhung beiseite, ist das Ruhrgebiet genau genommen ein Ballungsraum wie jeder andere. Auch im Rhein-Main-Gebiet gibt es eine gemeinsame Mentalität und Kultur – wie auch etwa im Großraum

Stuttgart oder in den Metropolregionen Berlin und Hamburg. Die legendäre Multikulturalität des Potts? Frankfurt ist um einiges multikultureller; die Zahlen sind eindeutig. Die Wiege der Industrialisierung? Sachsen ist das auch. Das Ruhrgebiet ist nichts Besonderes.

Währenddessen fällt man immer wieder auf den veralteten Mythos herein. Als ein Team rund um Rem Koolhaas vor einigen Jahren vorschlug, das Ruhrgebiet sozusagen nach getaner Kohleausbeutung einfach wieder zurückzubauen und zu verwalden, fiel es genau genommen auch auf das Ruhrgebietsnarrativ herein – und vergaß eben die weit darüber hinausgehende Städtegeschichte, an die es anzuknüpfen gilt.

Das Ruhrgebiet muss sich abschaffen, um endlich erfolgreich zu sein. Es muss weniger gesamtplanerisch von oben entschieden werden, sondern mehr vor Ort – auch wenn die einzelnen Städte zufällig nah beieinander liegen. Das ist zugegebenermaßen nicht einfach in einer Region, die nun über ein Jahrhundert lang nur von oben, oft von anderen, organisiert und entwickelt wurde. Selbstverständlich sollen Zweckverbände bestehen bleiben: Die Region Ruhr braucht eine gewisse Koordination – gerade in Bereichen wie Mobilität oder Energie. Doch diese Zweckverbände sollen nicht über das Maß hinaus Macht haben oder aktiv werden, was in anderen Metropolregionen üblich ist: also koordinierend wirken, ohne aber aktiv regionenformend oder gar stadtgestaltend tätig zu werden.

## **Die Städte müssen ihre eigene Identität finden**

Ein Beispiel: Der Planungsverband Ruhr hat es in seiner ganzen Existenz paradoxerweise kaum geschafft, in dieser Zwischenstadtregion schlechthin attraktive, wegweisende Zwischenstadtlösungen oder neue urbane Ansätze zu schaffen. Er war also genau auf demjenigen Gebiet nicht erfolgreich, wo er vielleicht die Zusammenarbeit der Städte hätte forcieren müssen: in den Räumen *zwischen* den einzelnen Städten, bei sich über Stadtgrenzen erstreckenden, neuartigen Arealentwicklungen, bei neuen inhaltlichen Funktionen, die nicht allein von einer Stadt abgebildet werden können. Also genau in jenen Bereichen, die vielleicht eine der großen (schlummernden) Qualitäten des Ruhrgebiets sind: die unfertige Stadtlandschaft als Experimentierraum einer neuen Urbanität. Das ist nicht systematisch passiert, trotz Großerfolgen wie den preisgekrönten Landschaftsparks oder Zechenarealen. Es ist zu wenig.

Im Ruhrgebiet herrscht immer noch der Dreiklang Innenstadt, Industriebrachen oder -denkmäler, monofunktionale Vorstadt. Auch in der Mobilitätslandschaft Ruhr sieht es ähnlich zurückgeblieben aus – trotz des auf dem Papier bestehenden Primats der übergeordneten Planung.

Zwischenstädtische Straßenbahnlinien oder Haltestellenplanung, aber auch Angebotsqualität lassen stark zu wünschen übrig, das Ruhrgebiet gilt weltweit nicht als Vorbild, sondern als Nachzügler und Problemkind beim ÖPNV. Doch wäre nicht genau dies eine der Kernaufgaben einer übergeordneten Ruhrplanung gewesen? Und dieses Übergeordnete soll nun auch Zukunftsindustrien auswählen und attraktive Städte entwickeln? Dem kann niemand wirklich vertrauen.

Die neuen Entwicklungen und Konstellationen stehen derweil überraschend gut für die Städte an Ruhr und Emscher. Die unter dem Begriff Onshoring zusammengefasste Rückkehr von gewissen Produktionsbereichen nach Deutschland sowie die Energiewende mit ihrem Bedarf an neuen Verfahren wie etwa der Wasserstoffproduktion oder resiliente Kreislaufwirtschaft sind prädestiniert für die Branchen der Ruhrstädte. Diese müssten ihre Branchen aber nicht nur einfach passiv vermarkten oder mittels starrer Technologieparks verwalten, sondern im Sinne einer Stadtentwicklung und dem Primat der guten Rahmenbedingungen verbunden mit einer attraktiven Wohn- und Kultururbanität entwickeln.

Darüber hinaus entsteht nun ein höchst attraktives Potenzial zumindest für die größeren Ruhrgebietsstädte wie Duisburg, Essen oder Dortmund, erfolgreiche Secondary Citys zu werden – also ausreichend große, sehr gut gelegene Städte mit toller, aufregender Urbanität zu vergleichsweise niedrigen Preisen. Diese Städte ziehen in Zukunft nicht mehr sozioökonomisch schwache Gruppen an, sondern junge, gut ausgebildete Talente aus ganz Europa, die vielleicht nicht gut genug für London oder Zürich sind – aber gut und motiviert genug, um an der Zukunft Deutschlands zu arbeiten. In anderen Ländern wie Frankreich (Bordeaux, Nantes, Toulouse) oder den USA (Pittsburgh, Phoenix, Indianapolis) ist das Secondary-City-Phänomen schon längst im Gange.

Was ist zu tun? Vor allem müssen die einzelnen (dann ehemaligen) Ruhrgebietsstädte ihre eigene Identität finden – und zwar ohne das Metanarrativ des Ruhrgebiets. Das ist im heutigen und auch in Zukunft trotz Teildeglobalisierung harten Wettbewerb um Investitionen und Talente wichtiger denn je. Vielleicht ist in Zukunft nicht mehr Chengdu ein Konkurrent von Bochum; Bilbao, Manchester oder Turin werden es aber immer bleiben.

Das Entwickeln ihres eigenen Narrativs, ihrer eigenen Position bringt die Ruhrstädte natürlich dann direkt in den Wettbewerb mit anderen Städten Deutschlands und Europas ohne den mittlerweile unnötigen und störenden Umweg via Ruhrgebiet oder gar Ruhrstadt. Das ist gut so, beendet es doch das ewige Messen und Vergleichen untereinander. Diese Städte werden dann eigene Strategien und Ideen entwickeln, wie sie sich diesem Wettbewerb stellen. Die Ruhrstädte verlieren ihren Übermythos und werden dafür eine

eigene Adresse. Damit können sie viel präziser ihre eigenen Stärken ausspielen – sei es im wirtschaftlichen Wettlauf, also im Wettbewerb um Firmengründungen und -ansiedlungen, um den Zuzug gut ausgebildeter Talente, um die nötigen neuen Energie- und Nahrungsproduktionslösungen; sei es im Wohnstandort-Wettbewerb, also bei Themen wie urbanen Angeboten, Kultur oder vielfältiger, lokaler Mobilität. Denn viel muss heute lokal und individuell angegangen werden. Quartiersinfrastruktur, kulturelle Angebote, Generationenzusammenhalt einerseits; aber auch Innovationsmilieus, Images und Marken, Szenen und Netzwerke.

Städte stehen heute vor der Aufgabe, sich einerseits hochindividuell zu entwickeln – andererseits zu kooperieren und voneinander zu lernen. Nur so sind sie in der Lage, hochwertige Industrien und Denkkorte sowie eine kaufkräftigere Bevölkerung zu entwickeln. Investoren und (gerade junge) Talente schauen sich Städte mittlerweile ganz genau an. Passt irgendwas Wichtiges nicht, dann geht man halt woanders hin. Dies gilt auch für die Ruhrstädte. Dafür brauchen sie mehr Freiraum, mehr Eigenregie. Mehr individuelle, auf die spezifische Situation und Potenziale vor Ort ausgerichtete Strategien in Bereichen wie Stadtentwicklung, Mobilität oder Wertschöpfungsmodell. Gelsenkirchen ist nicht Herne. Duisburg nicht Bochum.

Und schlussendlich muss sich auch Deutschland vom Mythos Ruhrgebiet lösen. Die Städtelandschaft an Emscher und Ruhr ist ein wichtiger Teil der Geschichte: die Kraft, die Erfolge ebenso wie die Herausforderungen, Niederlagen oder notwendigen Veränderungen. Das Ruhrgebiet wird zu Recht ewig im Gewissen der Nation bleiben, mit seinen Bildern, seinen Erzählungen, seinen Ikonen. Nun ist es zu Ende erzählt. Und das ist gut so.